

Wasserschloss Schweiz

Autor(en): **Geiser, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pestalozzi-Kalender**

Band (Jahr): **84 (1991)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-989292>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

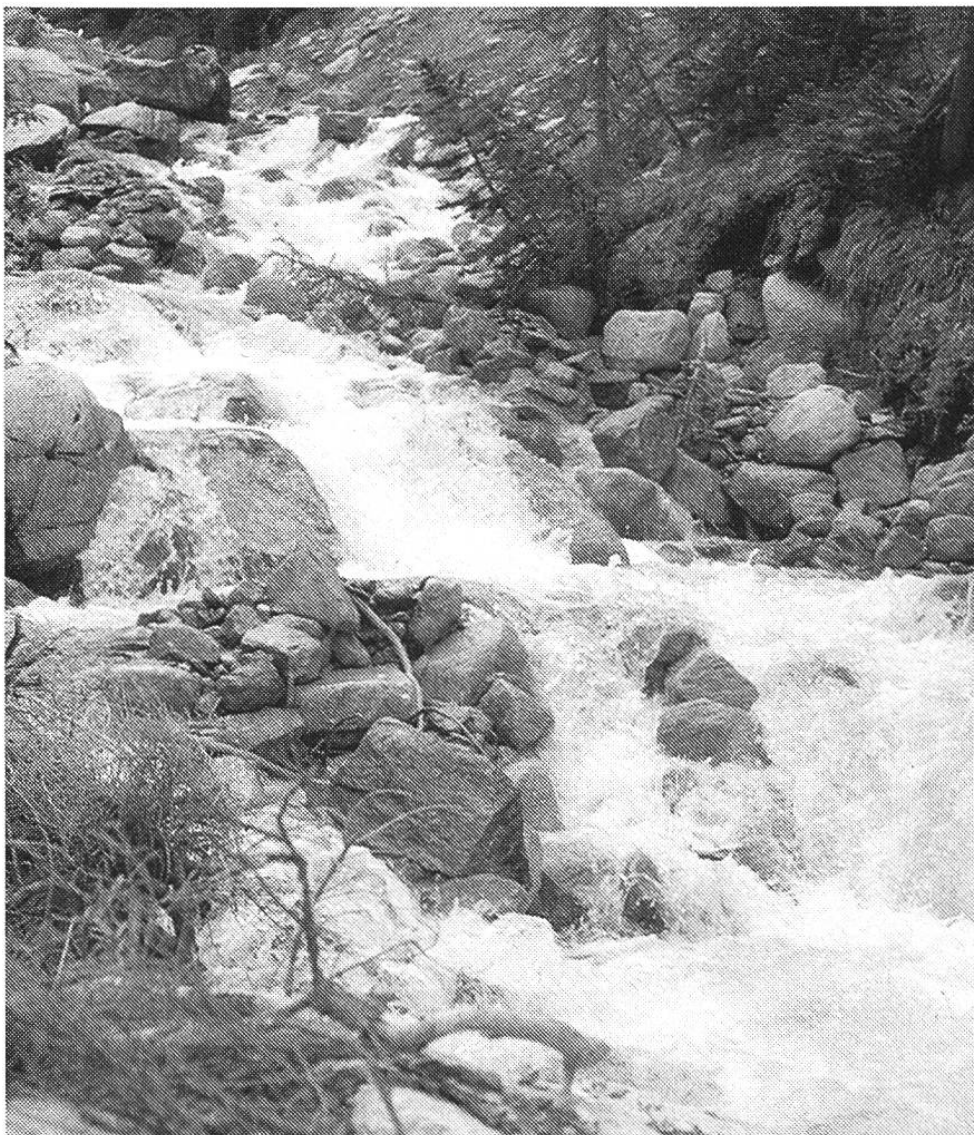
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wasserschloss Schweiz

Die Schweiz ist ein Exportland. Viele Schweizer leben davon, Güter ins Ausland auszuführen. Warenflüsse aus der Schweiz erreichen die ganze Welt und verbinden uns mit den Menschen ferner Länder. Unser mengenmässig wichtigstes Exportgut aber ist nicht von Menschen gemacht. Obwohl wir auch ihm unseren Stempel aufdrücken: gemeint ist das Wasser.

Die Schweiz ist das Wasserschloss Europas. Mehr als 60 Billionen Liter Wasser verlassen alljährlich unser Land. In Ziffern ausgeschrieben sind das 600000000000000 Liter – eine ungeheure Menge.



Der Bach spielt mit den Kräften.

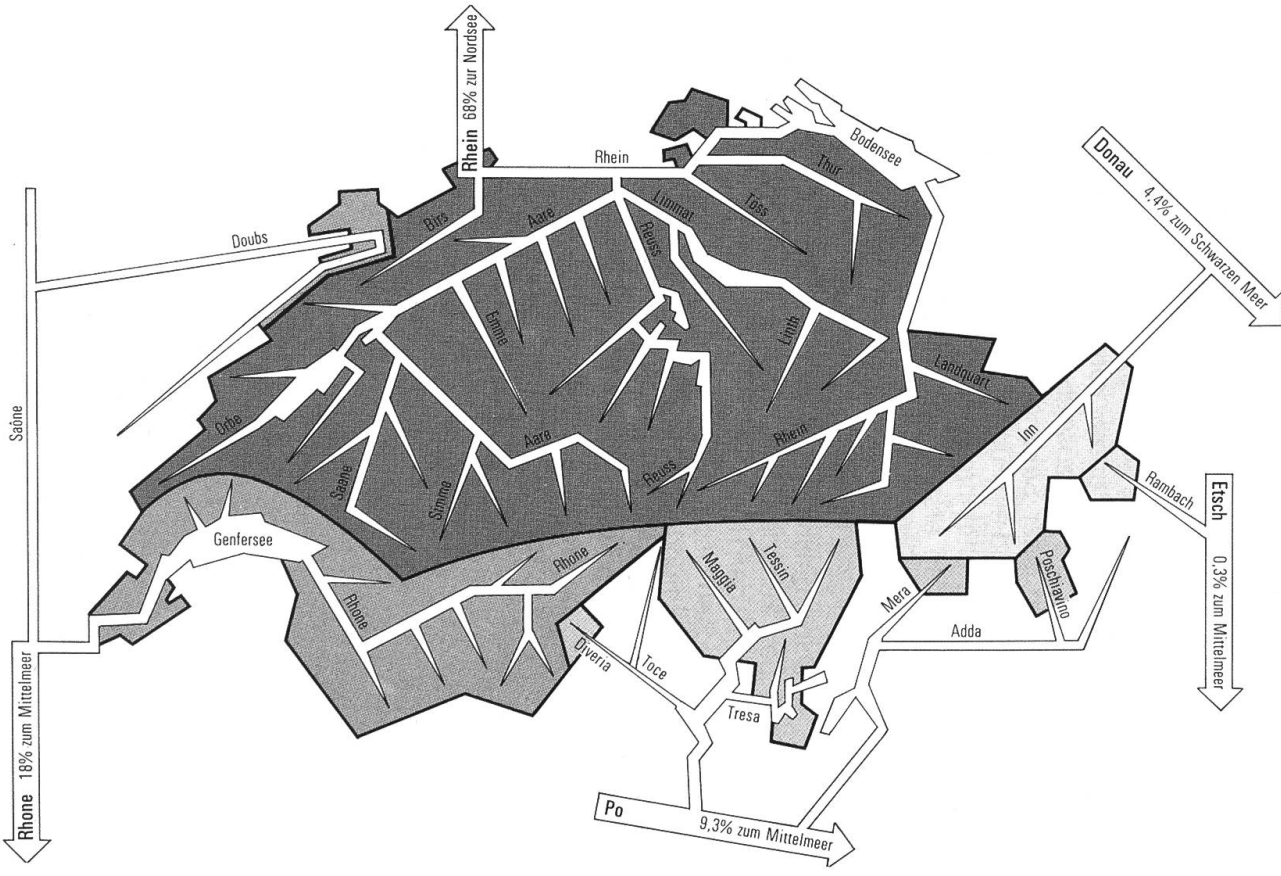
Könnte man dieses «Schweizer Wasser» an alle Menschen auf der Erde verteilen, dann bekäme jeder man und jedefrau und jedeskind etwa 12000 Liter.

Unser Wasser fliesst durch viele Länder: zu 68 Prozent mit dem Rhein durch Frankreich, Deutschland und die Niederlande in die Nordsee, zu 28 Prozent mit der Rhone durch Frankreich und mit dem Ticino durch Italien ins Mittelmeer und zu 4 Prozent mit Inn und Donau durch Österreich, Deutschland, die Tschechoslowakei, Ungarn, Jugoslawien, Bulgarien und Rumänien ins Schwarze Meer. Die Tatsache, dass wir einer ganzen Reihe von Völkern ins Trinkwasser spucken könnten, darf uns aber nicht übermütig machen. Indem uns das Schicksal gewissermassen an die Quellen Europas setzt, bürdet es uns auch eine grosse Verantwortung auf: Wir müssen dafür sorgen, dass das Wasser unser Land sauber verlässt, denn Millionen von Menschen im Tiefland sind darauf angewiesen.

Still und leise fliesst das Gift

28 Millionen Menschen beziehen ihr Trinkwasser aus dem Rhein – aus demselben Rhein, in den Hunderte von Industriebetrieben ihre giftigen Abwässer leiten. Zwar wird das Rheinwasser mit aufwendigen Methoden gereinigt, bevor es – z.B. in Köln oder Rotterdam – als Trinkwasser Verwendung findet. Aber gewisse Giftstoffe können nur mit Mühe entfernt werden.

Mit jeder Industriestadt, welche der Rhein durchfliesst, wächst seine Schmutzfracht. Der Alpenrhein im St. Galler Rheintal ist noch ein sauberes Forellengewässer. Im Hochrhein an der Schweizer Nordgrenze schwimmt immer noch die Äsche und die Barbe. Das Rheinwasser ist hier zwar auch nicht mehr ganz einwandfreies «Reinwasser», aber die Verschmutzung bleibt mässig.



In Basel empfängt der Rhein von der Schweizer Chemie den ersten «Dolchstoß»: Sprunghaft steigt die Wasserverschmutzung an. Auf einer Karte, welche die Gewässergüte zeigt, ist der Rhein unterhalb von Basel als «kritisch belastet» eingetragen. Gewiss, weiter unten kommt noch viel mehr Dreck dazu: Die französischen Kalisalz-Bergwerke entlassen in jeder Sekunde mehr als 100 kg Salz in den Rhein, und ein Fünftel der westdeutschen Chemieindustrie leitet ihre Abwässer ebenfalls in diesen Fluss. Aber den ersten Giftschwall bekommt Vater Rhein von uns Schweizern mit.

Im November 1986 brannte in Schweizerhalle bei Basel eine Lagerhalle der Chemiefirma SANDOZ ab. Dabei gelangten mit dem Löschwasser etwa 30 Tonnen Pestizide (Unkraut- und Insektenvertilgungsmittel) in den Rhein. Die Giftbrühe führte zu einem gigantischen Fischsterben auf einer Flussstrecke von mehreren hundert Kilometern. Tonnen und Tonnen von verendeten und stinkenden Fischen mussten die Fischer im Elsass aus dem Wasser holen. Kaum jemals haben die Leute in Deutschland, Frankreich und Holland soviel an die Schweiz gedacht wie damals. Aber freundlich waren ihre Gedanken nicht.

Seither ist viel Wasser den Rhein hinuntergeflossen. Die SANDOZ hat zur Entschädigung der Fischer viele Millionen Franken bezahlt – ohne dass dies ihre Jahresgewinne merklich vermindert hätte. Die Fische sind schneller in den Fluss zurückgekehrt, als man zu hoffen gewagt hatte. Offenbar konnten sich – als die Giftwelle kam – viele Fische in den Seitenflüssen und stillen Altwässern in Sicherheit bringen. Von diesen Rückzugsgebieten aus besiedelten sie dann den Fluss neu.

Ende gut, alles gut? – leider nicht. Denn schlimmer als die schlimmste Giftkatastrophe ist die schleichende Vergiftung unserer Gewässer, die Tag für Tag passiert. So werden zum Beispiel im Einzugsgebiet jedes Jahr etwa tausendmal so viele Pestizide ver-

sprüht, wie bei der SANDOZ-Katastrophe in den Rhein gelangten. Und ein bedeutender Teil dieser alltäglichen Gifte gelangt ebenfalls in den Wasserkreislauf.

Den Rheinfischen stinkt es

Der Rhein ist ein kranker alter Mann, der sich in seinem schmutzigen Bett wälzt, stellte vor einigen Jahren ein deutscher Politiker fest. Und ein Chemiker meinte, dass es im Rhein mehr organischen Dreck als Fische gäbe. Die Fische, die man noch findet, schmecken je nach Fangort nach Benzin, Phenol und anderen Giftstoffen. Welche Fische überhaupt noch im Rhein schwimmen, hat zwei Jahre nach Schweizerhalle der deutsche Zoologe Anton Lelek untersucht.

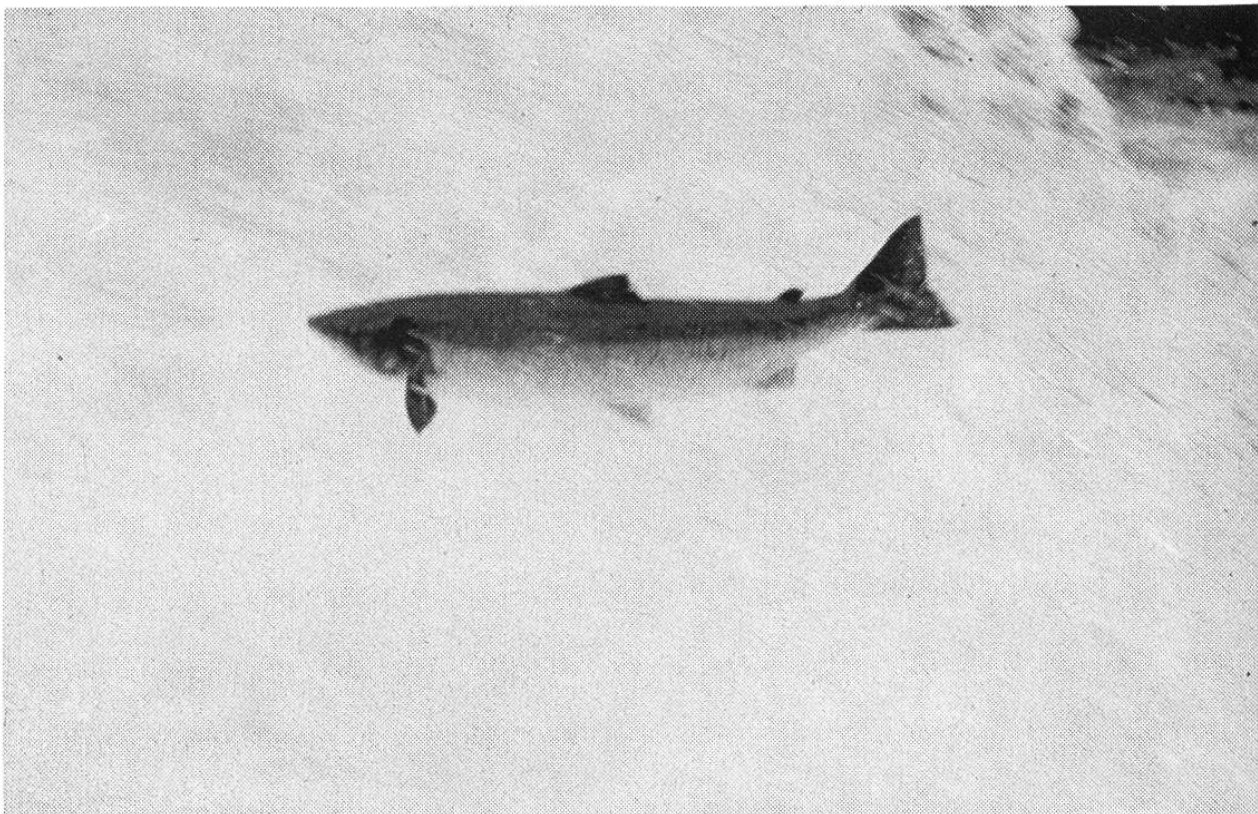
Erstaunlicherweise konnte Lelek feststellen, dass im Rhein zwischen Basel und dem Meer immerhin noch 40 Fischarten vorkommen. Aber dieses

So sieht eine verschmutzte Wasseroberfläche aus – gleich unterhalb des Rheinfalls.



scheinbar beruhigende Bild täuscht: Der grösste Teil der 40 beobachteten Fischarten ist nämlich selten. Nur drei Fischarten, nämlich Rotauge, Brachsen und Laube, sind wirklich häufig. Ihnen gehören drei Viertel aller Fische zwischen Basel und Rotterdam an. Diese «Allerweltsfische» sind gegen Gewässerverschmutzung weitgehend unempfindlich. Der robusteste der drei ist das Rotauge. In gewissen, besonders verschmutzten Flussbereichen kommt nur noch diese eine Fischart vor – allen anderen Fischen ist es dort zu schmutzig. Besonders traurig stimmt einen der Zustand des Rheins, wenn man weiss, dass vor hundert Jahren in diesem Fluss noch Lachse schwammen. Der Lachs ist eine Fischart, die sehr sauberes Wasser benötigt. Heute findet man ihn nur noch in den Randgebieten Europas: etwa in Skandinavien und in Schottland.

In Schottland springen noch Lachse. Glücklicherweise wird der Patient Rhein nicht aufgegeben. In den letzten Jahren hat sich die Wasserqualität durch den Bau zahlreicher Kläranlagen etwas gebessert. Die «Internationale Kommission zum



Schutz des Rheins» will sogar bis zur Jahrtausendwende soweit kommen, dass wieder Lachse im Rhein angesiedelt werden können. Aber wenn das gelingen soll, dann muss das Rheinwasser noch viel sauberer werden und zahlreiche Staudämme müssen mit guten Fischtreppe ausgerüstet werden, auf denen die Lachse flussaufwärts wandern können.

Das Leben der Flüsse

Vielleicht werden eines Tages die Flüsse, welche die Schweiz mit den umliegenden Ländern verbinden, tatsächlich wieder sauber. Dann brauchen wir sie nicht mehr mit schlechtem Gewissen zu betrachten, sondern können sie wieder so sehen, wie sie die Dichter seit Jahrhunderten besungen haben: als lebenspendende Wesen, die von der Quelle bis zum Meer selbst eine Entwicklung durchlaufen, welche unserem Leben gleicht.

Der Fluss: Aus dem dunklen Schoss der Erde quillt er empor, in stillen, geheimnisvollen Quellteichen erblickt er das Licht der Welt. Gleich darauf lernt er «sprechen» und «gehen»: Da rieselt, murmelt, plätschert und hüpfert es über Steine und Felsen – ein Fest von Tönen und Bewegungen. Rinnsal findet zu Rinnsal, und unversehens sind die Quellgerinnsel zum Bergbach geworden, welcher nicht mehr rieselt, sondern rauscht, nicht mehr plätschert, sondern schäumt.

Wie alle Heranwachsenden, spielt auch der Bergbach mit seinen Kräften: Er rollt Steine vor sich her und unterspült seine Ufer. Zuweilen, wenn er von reichlichen Regenfällen allzugut genährt wird, lässt er seine «Muskeln» spielen: Dann reisst er Bäume, Felsen und Brücken mit und überschwemmt im Tal die Felder und Keller. Doch wenige Kilometer weiter, dort, wo das Gelände flacher wird, ist diese Phase des Stürmens und Drängens vorbei: Der wilde Bach

ist zum kräftigen «Flussjüngling» herangewachsen. Fast möchte man sagen: Er hat es nicht mehr nötig, seine Kraft zu beweisen. Ruhig und sicher, doch immer noch eilig, strömt er zwischen den Ufern dahin. Vielleicht ruht er sich zwischendurch in einem See etwas aus. Aber dann geht es weiter – doppelt so mächtig.

Der «Hauptberuf» des Flusses ist Landschaftsgestalter. Seit Urzeiten modelliert er Berge, schneidet Flusstäler ein und verwendet das Material zum Aufschütten von Deltas und Schwemmebenen.

Auch ein Fluss kommt ins Alter: Im Tiefland geht er beträchtlich in die Breite, wird langsam und träge, macht keine grossen Sprünge mehr. Fast könnte man meinen, er stehe still, so ruhig zieht er dahin. Die Menschen dieser Region ehren und besingen ihn: Einige Flüsse, wie der «Vater Rhein», gelten in ihren Liedern als männlich, andere, wie die «schöne blaue Donau», als weiblich. Den Fluss lässt das gleichgültig.

Er oder sie – jedenfalls wird der Fluss zum Strom, und als solcher nähert er sich seinem friedlichen Ende: Ohne Aufregung, ohne Getue löst er sich in der Unendlichkeit des Meeres auf. Viele grosse Religionen sehen das Ende des Menschenlebens ganz ähnlich. ●

Franz Geiser

Zwei Broschüren zum Thema:

SBN-Sonderheft Nr. 3/1989: **«Wie der Fisch im Wasser»**

Schweiz. Bund für Naturschutz, Postfach, 4020 Basel

SBN-Sonderheft Nr 5/1989: **«Fließgewässer»**

Schweiz. Bund für Naturschutz, Postfach, 4020 Basel